

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

(Der Vote für das Saaltal.)

No. 17.

Halle a. d. S. 30. April

1892.

Inhalt. Die deutsche Sprachgrenze. Etage von N. . . M. . . IV. - Zur Beurtheilung des Fröbel'schen Vermächtnisses. - Wieder aus dem Sächselande in Schlesien. 2. Ein Zeit in hiesigenländigen Sächseland. 3. Schatzkarte. Bisher einer lebenwähligsten Zeit. - Abschnitte über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie von Dr. G. Baumert. I. Die chemischen Grundlagen der Badens. Fortsetzungsmittel. Bspulpulver.

Die deutsche Sprachgrenze.

Etage von N. . . M. . . IV.

Doch dieser deutsche Einfluß im schleswigenischen und jütischen Dialekt des Dänischen - von den Zwielföden selbst als Neben- dänisch bezeichnet - erklärt sich zuletzt durch die zahlreiche Kreuzung und den fortwährenden durch Handel und Verkehr erzeugten Contact der dänischen Bevölkerung mit dem umwohnenden deutschen Element.

Ueberhaupt bietet uns, wenigstens soweit mir erinnerlich, die Geschichte kein Beispiel einer Sprachmischung zwischen zwei in compacten Waſſe neben - nicht zerstreut unter einander - wohnenden Völkern. Eine Sprache unterdrückt, verdrängt in diesem Falle die andere, aber sie assimilirt sich die andere nicht.

Das aus der Vermischung der Franken, Burgunder, West- und Ostgoten und Lombarden mit den romanisirten Einwohneren Galliens, Spaniens und Italiens die sogenannten lateinischen Tochter Sprachen, das Französisch, Provenzalisch, Spanisch, Portugiesisch, das Italienisch entstehen konnten, hat keinen Grund darin, daß die germanischen Eroberer nicht in compacten Masse ein Gebiet occupirten, sondern sich, überall die besten Länder in Besitz nahmen, im ganzen Lande zerstreuten und eben dadurch in der Ueberformung untergingen, das heißt, mit ihr verschmolzen. Doch war ihr Einfluß immerhin mächtig genug, die Sprache der Ueberwöhner nicht nur durch Einführung germanischer Worte medanisirte, sondern auch organisch in ihrem innern Bau - Hinzufügung des Artikels - umgestaltet.

Dies hier Gelegte gilt auch in Bezug auf die romanisirten Vorkommen gegenüber den Sächſen Englands. Immerhin aber ist es eine merkwürdige Thatsache, daß zwar aus der Vermischung romanischer und germanischer Völker, wie aus der Mischung von Germanen und Slaven und Griechen und Slaven neue Sprachen, das Rumänisch und Neugriechisch, entstanden, nicht aber aus der Mischung von Germanen und Slaven, Letzen oder Finnen, obgleich die Deutschen Jahrhunderte lang zerstreut unter diesen Völkern gewohnt haben.

Die deutschen Ritter und Söldner, die unter den Aletianern, Bettinern und Hohenzollern oder unter den Heerführern des deutschen Ritterordens in slavisches und lettisches Gebiet drangen und sich dann, gleich den Franken in Gallien, den Goten in Spanien und Italien, im Lande vereinzelt, die besten Ländereien für sich hinwegnahmen und die Ueberwöhner leibigen machten, waren letzteren gegenüber gewiß, wenn auch später fortwährend durch den Zusatz deutscher Colonisten unterstützt, anfangs nicht zahlreicher, als einst die Franken und Goten gegenüber der Ueberbevölkerung Galliens und Spaniens. Und doch haben wir in Bezug auf die Kreuzung der germanischen mit der slavischen, lettischen oder finnischen Race kein Beispiel einer neu entstandenen Sprache, ähnlich, wie sie uns in Französisch oder Englisch als lebendiges Denkmal der Kreuzung der germanischen und romanischen Race vorliegt.

Was nun die Geschichte des deutschen Sprachgebietes betrifft, so läßt eine solche in den engen Grenzen eines Zeitungsartikels sich karefully nicht geben. Wenigen wir uns also mit der Bemerkung, daß das deutsche Sprachgebiet im Westen und Süden, so weit es dort auf das Französische und Italienische stößt, in einem, wenn auch langsamem Weichen im Osten und Südosten, wo es auf die slavische, magyrische und lettische

Zunge stößt, und im Norden, wo es auf das Dänische trifft, in einem ebenso allmählichen Weichen begriffen ist. Das Zurückweichen der deutschen Sprachgrenze im Westen wird durch die politischen Verhältnisse, welche einen bedeutenden Theil des deutschen Sprachgebietes dem französischen und belgischen Staatsverbande zuteilte, zur Genüge erklärt. Allein man hat behauptet, daß jede Sprache, ohne Berücksichtigung politischer Verhältnisse, stets nach Norden und Osten übergreife, und zu diesem Zwecke nicht nur auf Belgien und das Elsaß, Schleswig und Polen, die Schweiz, Tyrol, Afrika und Palastina, wo das italische Sprachgebiet im Westen begriffen, auf Großbritannien, wo das gegen Norden vordringende Englische die lettische Sprache in Hochschottland und im Aussterbe-Stat geht, auf die Griechen, welche ihre Sprache nach Kleinasien trugen, auf die Araber, welche Mesopotamien, auf die Schweden, welche Finnland für ihre Zunge eroberten, sondern namentlich auf die Pyrenäen hingewiesen, wo die spanische Sprache, trotz der ungleichen politischen Ueberlegenheit Frankreichs, langsam übergreift.

Man ist noch weiter gegangen und hat dieses Vordringen nach Norden und Osten nicht nur auf die Sprachen, sondern noch auf die Mundarten ausgebeugt, und zu diesem Zwecke auf den Sieg unserer hochdeutschen Schriftsprache über das vor Luther in ganz Norddeutschland - wie heute noch im flämischen Belgien und Holland - als Schriftsprache entwickelte Niederdeutsch hingewiesen, und namentlich auch angeführt, daß im nördlichen Theile der Grafschaft Mansfeld, wo wie aus der Schreibweise alter Urkunden und Chroniken und den directen Berichten zu ersehen, früher die niederdeutsche Mundart geherrschte hat, heute die Mundart im Gemarkungsgebiete der ehemaligen Grafschaft Mansfeld einen entschieden oberdeutschen Charakter trägt.

Wie auf jede Abspannung eine Erschlaffung, auf jede Revolution eine Reaction folgt, so erblicken die Anhänger der oben geäußerten Ansicht, welche wir mittheilen, ohne sie jedoch zu vertreten, im Uebergreifen der Sprache nach Norden und Osten eine Reaction gegen die von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gerichtete Wanderung der Völker.

Zur Beuthellung des Fröbel'schen Vermächtnisses.

Der unglücklichen Verdienste Fröbels im Jugendberuf und Pädagogie ist bei Gelegenheit seines 100jährigen Geburtsjahres reichlich gedacht; und daß er ein warmes Herz für die Jugend und ein reichliches Vortreiben hatte, der Jugend zu helfen und zu dienen, wird niemand bestreiten. Die sich immer mehrende Zahl Fröbel'scher Kinderergärten beweist es auch deutlich, daß dieelienem ein Bestirnis entgegenkommen, und wenn es auch als das bei weitem Nützlichere und Förderlichere angesehen werden muß, wenn die Mütter selbst sich um ihre kleinen Kümmern, mit ihnen spielen und arbeiten und sie dabei in beständiger Aufsicht haben, während das Zusammenleben mit einer großen Zahl unweiblicher Elemente keine Weibchen haben kann, so giebt es doch thatächlich zahlreiche Mütter, welche dem besten Willen nicht im Stande sind, sich ihren Kindern zu widmen, und denen daher der Kinderergarten ein willkommenes Nothbehelf ist. Welcher freilich als ein Nothbehelf kann er schwerlich sein, und hat er zugunsten derermaßen eine Berechtigung da, wo die Familie ihre Aufgabe zu

* Auch nach der Incorporation des Elsaß und Lothringens bleibt Frankreich im Französischen Ländern noch im Besitze eines nicht unbedeutenden Theiles des deutschen Sprachgebietes. Wenn dem Vordringenden der französischen Sprache auch der deutschen Reichsgrenze durch die politischen Ereignisse mächtiglich im Laufe entgegengeſetzt worden ist, so dringt dagegen die Franzosen in Zukunft mit doppelter Energie auf die Vermeidung des Deutschen (flämischen) in den zu Frankreich gehörenden Districten Fländerens hinabwärts.

Baustemauer stehen, auf der sich von Streda zu Streda Thürme erheben, während die Mauer selbst jeder Windung des Terrains folgt, bald über die steilsten Stellen hinauf, bald unter Bäumen verliert sich durch die Niederung windet. Eine grade, lange, bedeckte Treppenflucht bringt hinauf zur Kirche. Von hier sieht man hinab auf mittelalterliche, vieredrige Thürme und einen Friedhof, welchen verworren durch einander liegende, zerstreut bis zum Hügel hinauf reichende Häuser begrenzen. Gegen Osten dehnt sich eine trüchtere Ebene aus und um die Stadt liegen kleine, buchenbedeckte Hügel, und im Westen dehnt sich ein dicht bewaldeter Bergabhang aus, an welchem ein Fluß in anmuthigen Windungen dahinrauscht.

Bei Schäßburg wohnen, wie überall im Sächselande, Walachen. Die haben die schlechte Gewohnheit, daß sie junges Holz niederhacken, wenn sie einen Weizenstiel und dergl. gebrauchen, aber nie einen Baum anpflanzen; daß sie hochst und gern durch Brandstiftung Raube nehmen, und daß sie nur arbeiten, wenn der Hunger sie zwingt. Der Madjar arbeitet, sagt Döber, um heuchlig leben zu können, d. h. zu tanzen, Wein zu trinken, Speck und Brat zu essen. Selt er so viel erarbeitet, so ruht er und versetzt bei Nichtstun, was er geerntet hat. Der Sachse dagegen arbeitet, um zu erzüglien.

Eigentümlich ist den Sachsen das Festhalten am hergebrachten Formelwesen. Bei Hochzeiten, Festgesele, Festlichkeiten der Brüderhäuser führen stets die langen, nach vorgeschriebenen Gelehen und Regeln gehaltenen Reden wieder, wie wenn man auch hierin das mittelalterliche Bürgerweib vergewaltigt hätte. Die Einmünder besitzten Eitten, Sprache, Gebräuche u. i. w. des Stammlandes bei, während sich dieses verändert hat. Sie reden noch ihr Niederdeutsch, und sländisch, wo vor einem halben Jahrtausend, ererbten sich noch die Sagen, Märchen und Legenden, wie sie vor Jahrhunderten die Großmütter den Enkeln erzählt und Holtrich in Schäßburg sie aus Volksmunde gesammelt hat, gebrauchen noch Wörter, die in Deutschland längst ausgestorben sind, verwahren noch ihr Korn in den Magazinen der Festungsstärke wie zur Türkenzeit, und Gürtel und Schumdrücken, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben, in der bemalten Truhe, welche die Stelle des anderwärts üblichen Kleiderkabinetts vertritt. Dabei ist Siebenbürgen reich an Gelehrten, die bei tätlichem Gehalt und der Aussicht, unbefristet zu bleiben, doch mit Eifer und Ausdauer gründliche Forschungen vorbringen und mit berühmten deutschen Gelehrten in Briefwechsel stehen, was ihr einziger Lohn ist. Rector Müller in Schäßburg concurrirt als Sammler römischer Inschriften mit Kommen, Holtrich als Sagenmüller mit Grimm. Fragt man: Warum thut ihr das? so antworten sie: „Wir hängen an Deutschland.“ Anders denken die Deutschen der Bisp. Sie madjarisieren sich, um zu Ehren zu kommen, und was Ungarn an Gelehrten hat, das hemmt aus der deutschen Bisp oder aus Deutschland. Nimmt ein solcher Deutscher einen madjarischen Namen an, so macht er Carriere. Der Madjar hat so keinen Sinn für Wissenschaft. Weil die Sachsen sich zum Aneigentum nicht bequemen, werden sie gedrängelt. Der vielgerühmte Dichter Petöfi (Peterssohn) ist ein madjarischer Elodave, Sumbodi Sohn eines Deutschen und einer Walachin, der gelehrt Matthias Corvinus ein Walache, Kuffuth ein Elodave. So sehen die madjarischen Größen im Naturgenosse aus!

Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie.

Von Dr. G. Baumert.

I. Die chemischen Grundlagen des Badens. Loderungsmittel. Bspulpulver.

Für die Einführung von Loderungsmitteln, die nicht auf Kosten gewisser Mehlbestandtheile wirken, hat sich in Deutschland besonders Liebig interessirt und folgendes Verfahren practisch bewährt gefunden: 100 Pfund Mehl werden mit 1 Pfund fein gepulvertem Natriumbicarbonat (doppeltkohlensaurem Natrium) innig gemischt. Von dieser Mischung hat man $\frac{1}{2}$ (ca. 80 Pfund) mit etwa der gleichen Menge (70 - 80 Pfund) Wasser zu Teig anzuheben; in dieser Menge Wasser find 1,75 - 2 Pfund Kochsals aufgelöst. Dem so bereiteten Teig werden dann 4,25 Pfund reine, mit dem gleichen Volum Wasser verdünnte Salzsäure be-

gemischt und zugleich das oben übrig gebliebene letzte Fünftel des mit Natriumbicarbonat gemengten Mehles eingekelet.

Die geformten Brode sind durch die Einwirkung der Salzsäure auf das Natriumbicarbonat, wobei eine Umlegung in Kochsals und freie Kohlenäure vor sich geht, in $\frac{1}{2}$ - $\frac{3}{4}$ Stunden je vollständig getrocknet, daß sie in den Backofen gebracht werden können. Diese Vorrichtung verleiht unterseits sich also von dem früher beschriebenen Patent Sewell principiell in seiner Weise; der chemische Prozeß, nämlich die Loderung des Teiges bewirkt, ist bei beiden der gleiche: durch die Umlegung von Natriumbicarbonat und Salzsäure in Chloratrium (Kochsals) und freie Kohlenäure. Der Unterschied beider Methoden (Liebig und Sewell) liegt nur in den Mengenverhältnissen, in denen Natriumbicarbonat und Salzsäure zur Anwendung gelangen. Dieses Mengenverhältnis ist bei Sewell so gewählt, daß die Salzsäure-Menge zur vollständigen Umlegung des Natriumbicarbonates nicht ausreicht; von letzterem bleibt daher stets ein kleiner Ueberchub im Teig zurück. Würde also der Teig in Folge mangelhafter Mischung stellenweise lauer geblieben sein, so ist überall noch etwas Natriumbicarbonat vorhanden, um die local auftretende Salzsäure abzukumpfen. Der Ueberchub an Natriumbicarbonat ist übrigens im Teig in seiner Weise störend; in der Hitze des Backofens liefert es noch Kohlenäure, indem es in neutrales kohlensaures Natrium übergeht.

Bei Liebig's Vorrichtung ist gerade das Umgekehrte der Fall; hier bleibt stets ein geringer Ueberchub von Salzsäure im Teig zurück, die auf das Gewicht des Mehles nur 0,1% ausmacht dem Liebig wendet verdünnte, Sewell aber concentrirte Salzsäure an. Der geringe Ueberchub an Salzsäure bei der Liebig'schen Vorrichtung ist nicht nur nicht nachtheilig oder unangenehm, sondern verleiht vielmehr dem Brode den ihm eigentümlichen angenehmen, schmackhaften Geschmack. Liebig hat sogar unter Umständen diesen Säuregehalt noch nicht ausreichend gefunden und auf 100 Pfund Mehl noch einen Zusatz von 1 - 2 Liter Essig empfohlen.

Die flüssige Form, in welcher die Salzsäure angewendet werden muß, hat in mancher Hinsicht etwas Unbegünstigtes, und so kann man auf den Gedanken, die flüssige Salzsäure durch ein eben so wirksames festes pulverisiertes Präparat zu ersetzen. Nach Rüdiger's Vorschlag sollte an Stelle der Salzsäure das Ammoniumsulfat derselben, nämlich Chlorammonium oder Salmiak zur Einwirkung auf Natriumbicarbonat gebracht werden. Der chemische Vorgang hierbei ist der, daß unter Bildung von Chloratrium (Kochsals), Kohlenäure und Ammoniak in Gasform auftreten, die den Teig loderen. Die Einwirkung von Chlorammonium auf Natriumbicarbonat findet aber erst bei höherer Temperatur, also im Backofen selbst, statt.

In England namentlich suchte man die Salzsäure durch Weinsäure zu ersetzen, die ja eine feste, durch Kristallisation leicht zu reinigende Substanz ist. Wenn man Pulver von Weinsäure und Weinstein (d. h. laures weinsäures Kalium) und Natriumbicarbonat mit einander mischt, so wirken sie nicht auf einander ein, erst wenn Wasser hinzugebracht wird, welches das Gemisch auflöst, treten beide Bestandtheile desselben derart in Wechselwirkung, daß weinsäures Kalium und freie Kohlenäure, die unter Brausen entwickelt, entsteht; eine Ersehung, auf welcher die Brautpulver beruhen.

Das in England und America unter dem Namen „yeast-powder“ (Gefenpulver, Bspulpulver) einen bedeutenden Handelsartikel bildende Präparat ist ein Gemisch von Weinsäure, Natriumbicarbonat, Stärke, Mehl oder Kleie. Wenn dieses Pulver unter Mehl gemischt wird, so tritt beim Anrühren mit Wasser zu Teig die oben erwähnte chemische Zerlegung ein und die entwickelnde Kohlenäure loder den Teig. Während dieses Bspulpulver bezüglich der Leichtigkeit der Anwendung vor der Salzsäure den Vorzug verdient, steht es doch in anderer Beziehung derselben nach; Salzsäure nämlich liefert, wie öfter erwähnt, bei Einwirkung auf Natriumbicarbonat angenehm schmeckendes Kochsals. Das englische Bspulpulver aber erhält dem Gebäck den Geschmack des weinsäuren Natriums und kann daher nur da Verwendung finden, wo die Art des Gebäckes ein Verdecken dieses faden Geschmacks durch Zucker oder andere Zusatzstoffe gestattet.

Für die Redaktion verantwortlich: Otto Fendel in Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Fendel in Halle a. d. S.



erfüllen nicht in der Lage ist, so muß doch auch vor einer Lieber-
schügung dieses Instituts, welche vielfach in etwas hochtönendem
Bartholäus laut wird, gewahrt werden. Wer schon einmal Kinder-
gärten zu besuchen Gelegenheit hatte, wird gewiß zunächst an-
muthige Eindrücke empfangen, wenn das Lokal — was leider
nicht immer der Fall ist — geräumig und luftig, die Ausstattung
geflügelt und schmuck, die Umgebung, also namentlich der Garten,
oder was so genannt wird, gesund und frei ist. Ist denn die
„Tante“ oder die Bekehrer anständig und frisch, so kann ein Kinder-
garten den kleinen Zöglingen etwas gutes bieten und ihnen zur
vollkommenen Erholungsstätte werden. Unter den vielen An-
sichten der gedachten Art werden freilich nicht viele diesen
Anforderungen entsprechen, namentlich fliegen die Zimmer und
Gärten selten im Verhältniß zur Zahl der Kinder zu stehen, und
wenn räumlich hohe Mauern oder unrentliche Späße sich befinden,
wird den Kleinen der Aufenthalt auf einer Promenade bei
weitem christlicher sein. Doch nehmen wir an, jene höheren
Bedingungen wären sämtlich erfüllt, so kann man es sich
in Kindergärten wohl gefallen lassen, — aber allerdings,
wie wir hinzufügen, nicht wegen der streng durchgeführten
Weisheitlichen Principien. Es ist längst erkannt, daß Freßbells
Vadogang ihr Bedenkliches enthält, und nicht nur solche,
sondern auch von positiveren fächlichen Grundrissen ausgehend, sondern auch
Männer wie Dieckerhoff u. A. konnten sich mit seiner Methode
nicht befremden, weil sie nicht durchweg natürlich und dem
tönlichen Gemüth entsprechend erschien. Vieles mußte die im
Kindergarten getriebenen Arbeiten so schwer und complicirt und
die Spiele so manirirt und unfröhlich erscheinen, und wer der-
artige Spiele mit ihrem oft recht alltäglichen und geschmacklosen
Sing- und gemelter Brosche mit angehängt hat, wird dies
bestimmen. Erhabene Elementararbeiten sind selten erlaubt von
den Kindern, welche aus den Kindergärten zu ihnen in die
Schule gebracht werden; dieselben sind allerdings frühzeitig ge-
wöhnt und haben allerlei Schwächen gelernt, die nett sind und
in's Auge fallen; aber sie fliegen doch zugleich etwas Altkluges
und Freiheits über sich, und für den eigentlichen Ernst des
Schulunterrichts fehlt Ausdauer und Frische; unter den neuauf-
genommenen sind viele Kinder selten die lebensübigen, häufig die
matten und langsam erlassenen. Nach manchen Eltern werden
es finden, daß die Kinder mittags aus dem Kindergarten oft
nicht frisch und vernünftig, sondern abgemüdet und überarbeitet
kommen. Es widerspricht eben schon der Natur des Kindes,
das Spiel, welches das Kind liebt, als Arbeit, als Arbeit
nicht heilfam sein, was leider oft geschieht, Staar mit den Kleinen
zu machen, und sie gleichsam zur Parade vorzuführen. Ob es,
wie vielfach behauptet wird, wirklich das einseitige vadagogisch
Nützlichkeits in den Kindergärten den confessionellen Charakter
günstig zu fördern und sich auf den sehr allgemein gedachten
religiösen Boden zu stellen, während dann mit der Schule sofort
die confessionelle Bestimmtheit — und zwar mit völligem Recht
— eintritt, wegen wir ebenfalls zu bezweifeln. Was seit der
Reformation unter Jugend durch Luther, A. S. Brante, J. Bold
und andere Kinderzucht bis in unsere Tage gebrannt ist, trägt
fast durchweg confessionelles Gepräge, und man nähme den
Kindern die besten Kleinigkeiten, wollte man den Kindergärten
einer abgelagerten religiösen Methode behandeln. Kinder-
lieder wie: „Nide bin ich“, „Des Morgens, wenn ich früh auf-
steh“, viele Morgen- und Abendlieder und andere Poesien wären
doch unbedeutend, weil sie nicht ein allgemein religiöses,
sondern ein bestimmtes christliches Gepräge tragen, und da die
überwiegend größte Zahl der Kinder der christlichen Schule zu-
gewiesen werden soll, ist auch nicht abzusehen, warum man dieses
confessionelle Gepräge abtreiben soll.

Trotz dieser Bedenken verleiht dem Kindergarten eine wichtige
Bedeutung, nämlich den Kindern aus den besser situierten Klassen
der Gesellschaft das Elternhaus für einige Stunden des Tages zu
ersehen, während die Kinderbewahranstalten ausschließlich für die
Kinder der arbeitenden Bevölkerung bestimmt sind. Es fehlt
den Kleinen ein entsprechender Erlass, und diesen können
Kindergärten bieten, allerdings mit gewissen Einschränkungen, nämlich
lofern sie die frühesten Methoden nicht einseitig zur Geltung
bringen. Das Nützlichkeits und Gefunde daran: eine angemessene
Verbindung von Beschäftigung und Spiel, eine natürliche und
ungekünstelte Bedeutung dieses Spiels — und Thätigkeitsdranges,
Bewegung im Freien, oder fröhliches Tummeln im gebundenen

Zimmer unter freundlicher und mit Kindes Art und Mnat ver-
trauter Leitern, — dies wünschen wir in den Vorberaum
gestellt, und dazu eine gesunde, dem fächlichen Gemüth ange-
messene religiös-christliche Anregung — selbstredend ohne alles
dieitliche und gemachte Wesen, was nur verderben kann. Will
man das noch Freßbellsche Methode nennen, so ist dagegen nichts
zu sagen; — was aber darüber ist, und was von einseitigen
Schülern Freßbells vieldiecht besonders gerühmt wird, das
wüssten wir fern halten, weil es unjeres Bedenkens vom
Liebel ist!

7. Bilder aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen.

1. Ein Dorf im siebenbürgischen Sachsenland.

Viele dieser Dörfer erkennt man schon unweitem an den,
dem Sachsenlande eigentümlichen festungsartigen Kirchen. Den
Knaufingen der Türken, des mohammedanischen Abels in den entlegenen
Vorkehrigen ausgehört, schuf sich jedes Dorf in seiner Kirche
eine Burg, wohin man die Familie, Heerden und Vorräthe rettete,
um sie absonnend hinter festen Mauern zu verbergen. Diese
festungsartigen Kirchen genöthigt auf der Spitze eines Hügels
in der Höhe des Dorfes, und nehmen einen großen Raum ein,
dann sie enthalten meistens aus einer Mühle, einem Brunnen,
Räume für Vorräthe und Unterkunft der Flüchtlinge und Bes-
teht. Man umgibt die Kirche mit einer ein, zwei, oder drei-
fachen Mauer, und baut sie selbst ohne Aufwand, dagegen sehr
fest, um eine Belagerung aushalten zu können. Nur Lauffeuer
und Gloden wurden verzieret, dagegen gibt es im ganzen Lande
keine gotischen Thürme, weil er nicht widerstandsfähig war und
es an Sandsteinen fehlte. Die Wogen der Kirchen sind niedrig,
die Pfeiler massiv und kräftig, die Fenster schmal und selten ganz
auf der dem Angriffe auswendigen Seite. Die vier Fuß hohe
Mauer schützte man noch durch massive Treppeneisen, zwi-
schen diesen und der scharf ansteigenden Hauptmauer blieb oben unter
dem Dach eine bedeckte Gallerie frei, damit man von dort aus
berathen, Geschosse und Bedeckfränge bereit konnte, und selbst
zahlreiche Schießscharten brachte man oben an dieser Mauer an.
Die Umfassungsmauer oder Mauer dieser Kirchenfestung flans-
sierte man mit Thürmen, Bastionen, hohen Thoren und tiefen
Gräben, mit Fallbrücke und Fallgitter, mit Magazin und Woh-
nung, verließ die Mauer mit Zinnen und Brustwehr, wo Steine,
Hellebarden, Schießpulver und Bedeckfränge bereit lagen, zum Theil
noch dort liegen, führte um die Thürme die vordringende
Gallerie, wenige Fuß über dem schweren, niedrigen, flachen Dach,
welches auf mächtigen Quaderblöcken ruhte. Auf den Rundthürmen
bildete ein breiter Steintorwall den oberen Theil mit Oeffnungen,
um daraus Besatzungen herabzuschleudern, und über dem vorsprin-
genden Thorweg, den eine Bastion schützte, stand ein kleiner runder
Thurm für den Wächter. Stufen innerhalb der Mauer führten
zu der Terrasse unterhalb der Brustwehr, wo die Vertiefungen
hinter Schießscharten standen. Innerhalb dieser Festung lag die
Familiendwelling, oft führte eine kleine versteckte Thür aus diesem
Hofe in seinen unmauerten Gemüthgarten, den man außerhalb
der Festung anlegte. Solcher Kirchen giebt es außer dem Sach-
senlande nirgend. Dazu kommt noch, daß auch während einer
Belagerung im „Schulthurm“ der Jugendunterricht fortgesetzt
und mancher Thurm als Sommerhause benutzt wurde. Man er-
heute ihn an der Südwand, so daß sein Schatten zur Mittagzeit
graubaus nach der andern Seite fiel.

Im Umkreise dieser Kirchenhöfe und Wauerhöfe unserer
deutschen, doch hat sich hier manche uraltliche Einrichtung erhalten.
Die Dorfgerichte betrachteten sich als eine Familie, so daß Alle
an Gültigkeit oder Unglücke eines Einzelnen beteiligt sind, Alle
einander helfend heilenden bei der Ernte, beim Bau des Hauses
u. s. w., an Hochzeiten das ganze Dorf Gaben spendend, schmausend
und tanzend theilnehmend, aber auch jedem Todten das Geleit giebt.
Alle Feldarbeiten werden gemeinsam besprochen und dann ihr
Anfang und Ende festgesetzt. Naht z. B. die Saatzeit, so ruft
der Mann (Schulle) die Gemeinde zur Versammlung vor die
Kirche, wo Verkünde über den Stand der Wecker mitgetheilt und
dann Beschlüsse gefaßt werden, die für Alle bindend sind. Die
Ernte eröffnet ein Gottesdienst in der Kirche, dann wird das
Abendmahl genommen, und nun geht es am festgesetzten Tage, die
Jugend mit mächtigen Blumenbüschen geschmückt, mit Sense und
Eichel auf's Feld. Weil es sehr heiß ist, mägt man nachts,
zieht auf Anlage des Hann die arbeitsfähige Mannschaft 4 Uhr

nachmittags aus dem Dorfe, begleitet vom berittenen Mann, der
dafür sorgt, daß Niemand entweicht. Weil nachts das Dorf
menschenleer ist, so burchwandert es der Mann fleißig und schreiet
von Zeit zu Zeit seine Finte ab, um etwaige Diebe zu erschrecken
und den Arbeitern zu zeigen, daß er wacht. Ist ein Ochse be-
schädigt, daß man ihn schlachten muß, so bestimmt der Mann, wie
viel Fleisch jeder Dorfbesitzer kaufen muß, damit der Besitzer
des Ochsens nicht zu großen Schäden hat.

Feldarbeit geht dem fächlichen Bauer über Alles; er geht nie
zumessen zur Erntzeit heim und gönnt sich genöthigt nur
vier Stunden Ruhe bei farger Koff. Als eintritt zur Erntzeit
ein Bauer fahrt, zimmerte seine Frau unter Thüren: „O lieber
Johann, wie kommt Du uns das Antlitz und gerade jetzt sterben,
wo wir so viel zu thun haben.“ Wo es arbeiten ist, kennt der
fächliche Bauer keine Erschlaffung. Wegen der vielen Arbeit
und fargen Nahrung altert der Sachse früh, ebenso seine Frau,
da im Herbst das Flachswalchen im Wade den Keim zu vielen
Krankheiten legt, der Arzt in meilenweiter Entfernung wohnt.

Im fächlichen Dorfe herrschen Keulichkeit und größte Ord-
nung, ebenso auch in der Haushaltung und in allen Privatange-
legenheiten. Steuern und Abgaben, Säen und Ernten, die An-
wendung der Kirchensätze nach Alter und Geschlecht werden in
bedeutendiger Regelmäßigkeit abgemacht. Jedes Ding und jedes
Geschäft hat seinen bestimmten Ort und seine festgesetzte Zeit,
Wenden die Tage kürzer, so beginnt das Spinnen, welches sechs
Wochen nach Weihnachten beginnt sein muß, damit die Frau neue
Wolle und den Frühjahrs flecht. Vorrath an Simen-
wolle ist der Stolz des Bauern. Er muß so groß sein, daß
man im Jahre nur einmal Wäsche hat, wer halb- oder viertel-
jährlich wäscht muß, gilt für arm. Kirchengelosten werden bei
der Geburt eines Kindes, und bei Begehäßen geläutert.

Auf Gele hält der Sachse viel; Heirathen schießt man nur
nach Vermögen. Ist fennen sich die Verlobten gar nicht, und
daher giebt es viel vermüthliche Ehen und sehr häufig Ehe-
schidungen. Genöthigt heirathen die Mädchen im 15. und 16.
Jahre, und eine achtzehnjährige gilt für eine alte Jungfer. Eine
Heirath in ein anderes Dorf oder aus einem solchen wird ungen
gehalten. Das ganze Leben des fächlichen Bauern bewegt sich in
altübergebenen Formen, Sitten, Lebensarten und Bräuchen, und
dabei hat wieder jedes Dorf seine Eigentümlichkeiten. Selbst
im Zimmer hat jedes gleichartige Ding in jedem Hause denselben
Platz, jedes Geschäft in jeder Küche hängt an gleicher Stelle, wo-
durch große Gleichförmigkeit entsteht. Nahe beim Ofen z. B. ist
eine Mauerische als Röhrenhülle zum Ausenthaltsort der Rabe
bestimmt, ebenso hat der dort bemalte Schrank mit Egeräthen,
Luttern und Melandichthons Brustbilder an der Wand, der große
Tisch mit der Steinplatte, die am Sonntag bloßgelegt wird, die
lange, roth und blau angestrichene Traube mit den Sonntag-
festern, der Bibel, dem Geländebuch und dem Familienpapieren
in jedem Hause denselben Platz. Dabei ist der Sachse aufgewacht,
arbeitet am, dank seiner guten Schulen, intelligent. Denn die
Theologen findeten in Deutschland und wirkten dann als Lehrer,
ehe sie ein Pfarramt erhalteten.

In Dörfern und Städten haben sich aus alter Zeit noch als
besondere Einrichtung die Bruderschaften erhalten, denen jedes
Gemeindemitglied bis zur Confirmation bis zur Vereinerung
angehören muß. Sie haben den Zweck, bürgerliche und gesell-
schaftliche Ordnung zu sichern, mäßiges und bescheidenes Leben,
sowie gegenseitige Hilfe in der Noth zu fördern. Denn für jede
Belagerung vor eine bestimmte Strafe festgesetzt, welche ein
Uebertreter zahlen muß. Major und Sachse, bemerkt
Bayer, haben über Freiheit und Königthum ganz verschiedene
Begriffe. Der Sachse versteht unter Freiheit freiwillige Selbst-
beschränkung und Achtung vor dem Gele, der mohammedanische Abell
dagegen — dem Bürger und Bauer zählt er nicht — hält Frei-
heit gleichbedeutend mit Zügellosigkeit, was er Autonomie nennt,
richtiger Anarchie heißen sollte.

„Auf den Landtagen macht er mit und aus den Gelehen, was
ihm gut dünkt, und unterläßt den König nur so lange, als dieser
sich seinen Sünden fügt. Will der König kein Ansehen zur
Geltung bringen, so verläßt der mohammedanische Abell den Gehorsam,
sucht im Auslande Hilfe, unterwirft sich selbst den Türken, wenn
ihm nur keine Vorrechte und Macht zugesichert werden. Der
Sachse dagegen blieb stets seinem Herrscher treu und gehorsam,
daher hat der Abell das freie, gegenseitige Bürgerthum der

Sachsen und wirft ihm lauerliche Mangel an Patriotismus vor,
an dem es eigentlich dem rebellischen Abell fehlt.“

Jebe Bruderschaft hat ihre Vorsteher, schreibt jedem Einzelnen
seine Pflichten nebst der Art und Weise vor, wie er denselben
nachkommen muß. Aelteren, Nachbarn“ muß der Jüngere stets
gehorsam sein und ihnen stets den Vortritt lassen, regelmäßig zur
Kirche gehen, dazu sauber gekleidet; kein Knopf darf am Kleide
fehlen. Wer in der Kirche schläft und drümmt, wenn er aufge-
weckt wird, zahlt Strafe; dasselbe geschieht, wenn er sich wie ein
Walache mit den Ellenbogen auf den Tisch stützt, er soll vielmehr
grade und aufrecht sitzen, Nachbarn beim Bau des Hauses z.
unterstützen, an Hochzeiten, Beichentagungen u. dgl. theilnehmen,
nicht mit der Frau auf den Tisch schlagen, wenn er aufgeregt
ist; am Freitag Abend vor dem Abendmahl verziehen, wenn er
sich vom Altar (Mischer) oder Vater (Vorsteher) beleidigt
glaubt, soll beim Tanze mit dem ihm zugeführten Mädchen
tanzen, damit seine Lippen bleibt. Sonntag nachmittags besuchen
die jungen Mädchen die Mädchen, singen, spielen, lachen, ebeno
besuchen sie im Winter die Spinnstuben, doch auch hier ist ein
Aufseher zugegen, der keine unzüchtigen Geberden oder Worde
duldet. Dabei sollen die Mädchen nicht in Arbeitskleidern er-
scheinen, sich um 8 Uhr entfernen und nie ein Mädchen nach
Haus begleiten. Alle müssen am Tische sitzen und dürfen nur
mit trinken.

„Den fächlichen Einwandern“, urtheilt Bover, „verdant
Lugarn nicht nur Wohlstand, sondern auch die Grundbede der
wahren Freiheit. Jede Niederhaltung ward Mittelpunkt der
Civilisation, d. h. die Verpflichtung zu Ordnung und Gehorsam
gegen Gele und Sittlichkeit.“

3. Schäßburg, Mutterbild einer siebenbürgischen Stadt.

Auf einer Klippe steht eine Stadt von mittelalterlichem Ansehen
mit einer Kirche, Mauern und Thürmen; am Fuße der Anhöhe
bergen sich zwischen Gärten niedliche Häusergruppen, von mäch-
tigen Pappeln hoch überragt, und den Fuß der Hügelfestung um-
rahmen grüne Felder und Äuen, droben auf der Spitze des
Hügels glänzt die fächliche Kirche, daneben das Gymnasium. Das
ist das malerisch gelegene Schäßburg mit seinen alterthümlichen
Häusern, mächtigen Treppeneisen an den Mauern, geheimen
Mauerportalen und halbverfallenen Thürmen. Das Hauptthor ist
halb eingestürzt, die Mauern mit Gras bewachsen, zerbröckeltes
Mauerwerk in die Tiefe gehöhrt, und geht man durch das Thor,
so bilden Häuser mit hohen Dächern und Bäumen und starkes,
5 f. dickes, massives Mauerwerk eine nicht zu unterbrechende
Masse. Wos, Zinnen und Strauchwerk wachsen in den Mauer-
rücken, hoch oben aber sind Wohnungen eingerichtet, aus denen
neugierige Köpfe durch vergitterte Fenster sehen, wenn ein Wagen
über das holprige Plaster in die enge, durch hochragende Giebel-
bächer verunstaltete Strafen klappt. Man fühlt sich in die Zeit
des Hans Sachs zurückverlegt.

Da Schäßburg zum Theil auf einem Abhange steht, so erhebt
sich ein Haus hinter dem andern, ist der geringe Marktflatz
abwärts, weil die obere Stadt, wohin ein steiler Weg führt,
auf der Anhöhe liegt, die jäh gegen die Stadt abfällt. Malerisch
ist alles, wohin man blickt, bis dorthin auf das prächtige Thor
mit dem massigen Thurne darüber, die engen Gassen, Winkel und
Plätze. Man glaubt im alten Ulm, Nürnberg oder einem mauer-
umschlossener römischen Städtchen zu sein. Alles ist stark und zur
Verteidigung eingerichtet. Vor dem Burghore sieht man eine
kleine, starke Eichenhür, dann kommt ein bedeckter Gang, einge-
baute Stufen, ein niedriges Bogengewölbe und endlich eine
Terrasse, von welcher aus man die ganze Stadt überblickt: eine
sonderbare Zusammenstellung und Verbindung von Häusern inner-
halb des Festungsraumes mit möglichst engen Straßen-
gängen zwischen dreiflochtigen Häusern, weil man aus Mangel
an Raum in die Höhe baute. Die Häuser sind an der Mauer
fest, fest und solid gebaut; die schmale gewundene Treppe ist
massiv aus Stein. Jedes Haus nahe am Thore ist eine kleine
Festung mit dunklen, engen, gewölbten Gängen, hohen Mauern
und vergitterten Fenstern.

Erst weiterhin wird alles freundlicher, die Häuser sehen nett
aus, haben grüne Jalousienläden und mittelalterliche architectonische
Verzierungen. Hier verläßt die gewohliche Straße; man
hatte hier, fern vom Thore mehr Raum, die Häuser sind nicht
in einander geklemmt, die Mauern nicht allzu massiv. Am
Ende des Plazes führt ein bedeckter Bogengang nach der Mitte
des Burghangens, wo das alte Thor und die halbverfallene

